

Kein Markttag - kein Huhn

Wer im Voodoo-land zu Pferde unterwegs ist, reitet an Felder-Fetischen vorbei, sieht badende Kinder, die sich den Rücken peitschen, muss aufpassen, von herunterfallenden Mangos nicht getroffen zu werden und verstehen, dass sich auch gegen Geld der Suppentopf nicht immer füllen lässt.

Text und Fotos: Barbara Schaefer

Thierry steht bis zum Bauchnabel im Bach. Er schaufelt sich mit den Händen Wasser über den Kopf, Staub rinnt in braunen Bächen an ihm hinunter. Christophe wadet durch das Nass, rubbelt T-Shirts sauber. Nach zwei Tagen zu Pferde unterwegs sehnen wir uns nach Erfrischung, genießen die Mittagsrast an einem namenlosen Bach in den Atacora-Bergen, in nördlichen Nirgendwo von Benin, im Herzen Afrikas. Als wir aus dem Bach steigen, juckt es. Erst an den Beinen, dann überall, immer heftiger, als würden Ameisen und Termiten um jeden Zentimeter der weißen Haut kämpfen. Auch Thierry und Christoph kratzen sich. "Was ist das?!" frage ich entsetzt. "Parasiten", sagt Christophe. "Sie legen ihre Eier in der Haut ab, Würmer schlüpfen, vor allem aus den Augen. Man muss lange leiden. In Afrika gibt es Mittel dagegen, aber für dich ist es blöd. In Europa wird man es für eine Grippe halten..." Sehr witzig. Der fesche Franzose lebt seit einigen Jahren in Burkina Faso, erforscht Brunnenprojekte und ist mit allen afrikanischen Wasser gewaschen. Thierry hat eine Pferdefarm in Afrika; zusammen mit einigen Entwicklungshelfern haben sie eine Woche Reiturlaub in Benin organisiert. Nur ich bin Afrika-Neuling. Habe Angst vor Hakenwürmern, benutze Sonnenschutzfaktor 20, schlucke Malaria-Prophylaxe und werfe heimlich Entkeimungs-Tabletten ins Trinkwasser, das wir aus Brunnen schöpfen. Dem Schicksal ergeben lege ich mich in den Schatten eines großen, mir unbekanntes Baumes und kratze weiter.

Wir sind nicht allein am Fluss. Wir sind nie allein, auch nicht, wenn wir nach stundenlangem Reiten im einsamen Busch vom Pferd steigen. Schon bald reihen sich Kinder unweit von uns auf. Sie stehen da. Sie flüstern über die Fremdlinge, schauen schüchtern

hin. Verbringen so ganze Nachmittage. Diesmal stehen sie unter einem Baum, tragen Plastikschüsseln, Weichspülerflaschen, Blecheimer. Sie wollen zum Fluss, aber sie trauen sich nicht. Sie schubsen sich gegenseitig. Einer kleiner Junge geht betröppelt voran, zieht den größtmöglichen Bogen um die Weißen, und springt dann im Wasser umher. Entwarnung, im Gänsemarsch folgen die anderen. Die Weißen beißen also nicht. Wie Hunde paddeln sie im Wasser, kichern und lachen, und wenn sie stehen, patschen sie sich gegenseitig auf den Rücken. Sie kratzen sich auch! Schließlich füllen sie ihre Flaschen, stemmen sie auf den Kopf, tragen das Wasser ins Dorf und werden es vermutlich trinken.

Benin liegt wie ein Strandhandtuch am Golf von Guinea, es ist doppelt so groß wie Portugal. 42 Ethnien leben in dem schwarzafrikanischen Land, das jährliche Durchschnittseinkommen beträgt 400 Euro, im armen Norden liegt es weit darunter. Früher hieß Benin Dahomey und war ein Zentrum des Sklavenhandels, später wurde es französische Kolonie und 1960 unabhängig. 1990 gab sich Benin eine liberale Verfassung und galt als Vorreiter für Demokratie in Afrika, noch immer gibt es Pressefreiheit und wenig Kriminalität, doch die Strukturen verkrusten, durch Korruption verschwinden jährlich 90 Mio. Euro.

Motorengeräusch. Selten hier in einer Gegend, wo nicht einmal Allrad-Autos vorbeikommen. Zwischen Lehmburgen und Dörfern scheint es, als wäre ein ganzer Kontinent zu Fuß unterwegs. Wer auf einem klappernden chinesischen Fahrrad balanciert, ist schon König. Anne braust heran, unsere Chefin. Vor ihr hockt auf dem Gelände-Motorrad Mathilde, ihre vierjährige Tochter. Anne Prignitz nicht andauernd anzustarren, fällt schwer. Die junge Französin ist eine Schönheit, rotbraune Locken, grüne Augen, groß, schlank, 25 Jahre alt. Nach dem Picknick setzt sie sich an den Fluss - und rasiert sich die Beine. Die kleine Mathilde stapft zum Bach. Wie die afrikanischen Kinder geht das blonde Engelchen barfuß über spitze Steine und durch tiefen Sand, und hockt den halben Tag im Wasser. Issifou, Annes frisch angetrauter Mann - schwarzer Waschbrettbauch, schelmisches Lachen - spielt mit Annes jüngster Tochter Laura. Er ist vernarrt in seine Anne, und sie in ihn.

Annes Roman: geboren in Toulouse, der Vater Deutscher, die Mutter Französin. Mit der vier Monate alten Tochter gehen die Entwicklungshelfer nach Bagui, Zentralafrika. Als Anne zehn ist, zieht die Familie nach Ouagadougou, Burkina Faso. Ein Pendel-Leben beginnt zwischen Afrika und Frankreich. Als Pferdepflegerin zieht sie nach Kompienga am Rande des Nationalparks Pendjari. Anne organisiert Reittouren, heiratet einen französischen Jagdführer. Sie ziehen in die nahen Atacora-Berge. Anne gründet eine Pferdefarm, baut ein Haus, wird wieder schwanger. Und abends geht sie manchmal in eine Bar, in Natitingou, Benin. Da lernt sie Issifou kennen.

Als die Hitze nachlässt, reiten wir los, gemächlich wie meistens, so bleibt viel Zeit zum Schauen - nicht nur für uns. Die Atacora-Berge liegen am Nordrand Benins, auf der Fahrt von Ouagadougou, dem nächstgelegenen Flughafen, gab es Kreuzungen, an denen eine Straße nach Togo, und die andere nach Niger führte. Wir treffen niemanden, dessen Haut heller wäre als zartbitterschokoladenbraun. Für die Samba, die Bewohner der Tata genannten Lehmdörfer, müssen sieben Weiße auf einen Streich ein Spektakel darstellen. An einem anderen Nachmittag, unter einem anderen Baum, marschiert aus der Savanne eine kleine Kolonne auf uns zu. Fünf Frauen, mit sehr aufrechtem Gang. Jede trägt in der rechten Hand einen Speer, diese stellen sie vor uns auf. Sie stehen lange und schauen. Dann gehen sie weiter.

Im Dorf versammeln sie sich zur Zeremonie der Frauen. Sie trommeln auf Kalebassen, singen und trillern schrill, tanzen. Alle tragen ihre schönsten Kleider: ein adidas-T-Shirt und schwarze Lackpumps, Badelatschen und Cowboyhut, BH und Sonnenbrille, ein Handtuch um die Hüften und Turnschuhe. Darüber haben sie mit Magie aufgeladene Ketten aus Kaurimuscheln geschlungen. Traditionelle Kleidung gab es hier nie, erklärt Anne. Bis vor wenigen Jahren gingen die Frauen nackt, nur die Männer waren bekleidet - mit einem Penisfutteral.

Oft reiten wir an Fetischhäusern vorbei. Vor der Hütte ein Pfahl, daran klebt Blut, Hühnerfedern, Tierschädel sind aufgespießt, Schnüre, Früchte, selten Ding überall. Die Kinder tragen an Lederbändeln kleine Beutel um den Hals. Der Norden Benins ist Voodooland. An den Felder warnen in die Erde gerammte Stäbe, auch an ihnen hängen Federn,

Mangokerne. Anti-Diebstahls-Fetische. Darüber reden will niemand. Gibt es hier Fetische? fragen wir einen Dorfchef. Er schüttelt den Kopf. Aber direkt neben ihm, am Eingang zu seiner Hütte, lehnt eine Steinplatte, blutverschmierte Fellfetzen und Federn kleben daran. Eines Nachmittags, als wir im Schatten dösen, kommt ein Samba zu uns, es entspinnt sich ein Disput zwischen ihm und unserem Begleiter. Babou erklärt: "Der wollte etwas verkaufen. Das Ende des Regenbogens." Entzückend, finden wir. Aber Babou regt sich auf. So ein Quatsch, sagt er, das gibt es doch hier gar nicht. Das gibt es nur bei uns im Dorf.

Abends, wenn wir auf den Matratzen liegen, Pastis trinken und fast vergessen, dass das halbe Dorf zusieht, dann erzählt Anne vom Leben in Benin. Die Menschen sind arm, doch schieres Elend ist selten. Sogar jetzt, nach einem langen trockenen Jahr, kurz vor der neuen Regenzeit, liegt noch etwas Getreide in den Speichern. Hier verhungert niemand, die Familienstrukturen scheinen intakt, das Dorfleben funktioniert, der Boden ernährt seine Bewohner. Doch die Aids-Rate lässt sich kaum schlimm genug schätzen. Viele junge Männer kommen von der Arbeit an der Elfenbeinküste HIV-infiziert in ihr Dorf zurück. "Die Menschen hier sterben jung", ob an Mangelernährung, Lungenentzündung oder aufgrund einer HIV-Infektion, "wer weiß das schon?".

Anne verteilt das Abendessen. Nudeln mit Sardinen aus der Dose. In ihren Kochkünsten kommt die französische Herkunft leider nicht so durch. Eigentlich sollte ein Huhn in den Topf, doch alle Versuche, im Dorf eines zu kaufen, schlugen fehl. Tagsüber stoben Perlhühner auf, wenn wir vorbeiritten, aber als wir zu verhandeln begannen hieß es: "Heute verkaufen wir kein Huhn. Huhn verkaufen wir nur am Markttag. Heute ist kein Markttag." Wir waren fassungslos über dieses Unverständnis der Marktwirtschaft. Bestimmt hätten wir dem Mann für sein Huhn mehr bezahlt, als er am Markttag bekommen hätte.

Am nächsten Abend kommt Issifou mit einer Schafkeule an. Das Feuer glimmt nieder zur Holzkohle, einer aus dem Dorf schnitzt mit großer Andacht einen Stock, an dem er die Keule grillen wird. Wir sitzen ums Feuer und schauen ihm zu. Thierry programmiert derweilen sein GPS, das Satelliten-Navigationssystem im Handy-Format. Die Dorfkinder stehen um ihn herum und schauen ihm zu. Das Fremde macht neugierig, sei es nun High- oder

Low-Tech. Anne legt sich auf eine Matratze, streckt mit einem Seufzer Arme und Beine von sich und ist in einer Nanosekunde eingeschlafen - wie zuvor ihre beiden Töchter. Issifou legt eine Decke über sie und küsst sie in die verwuschelten Haare.

An unserem letzten Reittag durchstreifen wir eine saftig grüne Landschaft mit fernen Hügeln am Horizont und flirrender Hitze wie an einem Sommertag in der Toskana. Nur wachsen statt Zypressen Baobabs und statt Weinstöcken Baumwollbüsche. Auf Feldern, die aussehen, als wären sie von riesigen Spargelhügeln überzogen, gedeiht Maniok. Auf großen kugeligen Bäumen leuchten knallrote Früchte, ihr Inneres erinnert an Esskastanien mit Gorgonzola-Aroma. Am schönsten sind die riesigen Mangobäume. Die reifen Früchte hängen wie Christbaumkugeln an kleinen Lamettalianen, es werden so viele zugleich reif und ploppen herunter, dass die Luft schwer ist vom Geruch gärenden Obstes. Dieser Duft holt uns abends ein: Am Lagerplatz werden wir von einem Alten willkommen geheißen, er reicht eine Kalebasse mit Tchouc herum. Hirsebier. Dafür wird Getreide mit Wasser angesetzt und vergoren. So schmeckt es.

Natitingou, eine staubige Kleinstadt mit einstöckigen Betonhäusern, Bierbars, Garküchen und kleinen Supermärkten, erscheint uns nach den Tagen zwischen Lehmburgen wie Zivilisation. Anne versteht ohnehin die meisten unserer Fragen nicht. Wer im Busch lebt, denkt bei Exotik eben nicht an Voodoo sondern an Großstadtleben. Warum sie in Afrika lebe? Das ist doch ihre Heimat. Sorgen um ihre kleinen Töchter? Wieso denn, sie ist doch selbst in Afrika aufgewachsen. Wir fragen ja nur, weil sie aussieht, als tränke sie ihren Café au lait für gewöhnlich im Pariser "Deux Magots". Ja, sie will noch mehr Kinder haben, natürlich. Und wie lebt es sich hier, als Weiße? - "Ich werde immer die Fremde bleiben, aber sicher ist es für mich hier leichter als für Issifou in Frankreich. Zudem habe ich Glück: Seine Eltern akzeptieren mich. Sie sind tolerant."

Barbara Schaefer

Auerstr. 44

10249 Berlin

Tel. +49 30 853 55 79

Mobil +49 171 544 6157

www.barbara-schaefer.de

kontakt@barbara-schaefer.de